

# Die Fremde Welt

Nr. 39

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Frau Trude stand an dem kleinen Herde und bereitete dort ihre erste Mahlzeit. Sie lachte vor sich hin, wenn der Wagen einmal ein kleines Hindernis nahm und sie für einen

Augenblick aus dem Gleichgewicht geriet. Wald rief sie zum Essen.

Herenias schlug vor, den Tisch in einem kleinen Wäldchen zu decken, das hier in dünnen

Streifen die Straße säumte. Frau Trude stimmte gern zu. Sie breitete ein weißes Linnen auf das Moos und trug auf, während ihr Mann dem Schimmel eine Haserration zu-



Rudolf Eichstaedt: Fischer mädchen.



kommen ließ, unter dem regsten Interesse und Beistande seines Sohnes.

Dann lagerten sie sich und speisten. Jen- seits der Straße sah man ein flimmerndes Meer von Salmen. Zu einem Erdrücken wogte es hinaus. Dort stand, wie umbrandet von der blickenden Mehrenflut, ein Dorf. Rot reckte ein Kirchturm sich aus der Mitte. Breit und falt lagen die Bauerngehöfte mit ihren massiven Wohnhäusern und den großen Gebieten der Schemen und Stallungen.

„Eine wohlhabende Gegend, scheint's," sagte Jeremias.

Frau Trude bemerkte den Anflug von Neid in seiner Stimme. „Na, wohlhabend. Aber wir sind Krösusse, sagte heute jemand.“

Er lachte. „Du hast ein gutes Gedächtnis.“

„Die armen Leute!" Der kleine Jeremi sah mit ehrlichem Mitleid hinaus. „Siben die nun immer da oben? Auf einem Fleck, Vater?"

„Auf einem Fleck. Sehr fest siben die, das kannst Du glauben!"

„Die sind wohl angewachsen?"

„Ja." Er blickte erstaunt auf den Jungen. „Die sind angewachsen. Mit allen Kasern.“

„Dann können sie mir leid tun." Es klang ganz kategorisch.

Frau Trude lachte hell auf: „Na, weißt Du, mir auch.“

„Die tauschen nicht mit Euch," sagte Jeremias.

„Wir schon lange nicht mit ihnen, was, Jeremi?" Sie gab dem Kinde einen Senf.

„Es ist viel schöner, zu fahren!" bestätigte der Knabe.

Sein Vater sah ihn ernst an: „Aus Dir wird auch nichts Geschicktes, mein Junge.“

„Oho! Du weißt bloß nicht, was ich schon kann!" Der Junge sprang auf, ergriff einen Ast und saß wenige Sekunden später hoch oben in der Krone des Baumes. „Turnen kann ich! Ich mache Stumpfklüde!" Er stellte sich in einer Astgabel auf den Kopf.

Sprachlos sahen die Eltern hinaus. Sie waren im Nu auf den Beinen und breiteten die Arme aus in der Meinung, ihn herunterfallen zu sehen.

Ehe sie sich des Vorgangs recht klar waren, stand er schon wieder unten, und mit fliegendem Atem und heißen Wangen vor ihnen: „Artist will ich werden!"

„So!" Jeremias war blaß geworden, Trude ernst. Sie nahm den Knaben bei der Hand: „Du hast uns sehr erschreckt, Jeremi. Du darfst das nicht wieder tun. Wer hat Dich das gelehrt?"

„Im Zirkus die Leute. Ein toller Artist bin ich, haben sie gesagt.“

Er begriff den Ernst seiner Eltern nicht, die wortlos bald einander, bald ihn anblickten.

„Du wirst heute nachmittag ein wenig schreiben und lesen," befahl Jeremias in einem härteren Tone, als der Knabe an ihm gewöhnt war.

„Ich möchte lieber auf dem Schimmel reiten, Vater, Mutter.“

„Morgen," sagte Frau Trude, „heute mußt Du lernen, wie Vater es Dir gesagt hat." Sie räumte das Geschirr ein und führte den Knaben an seinen Schreibtisch.

Jeremias trank das Pferd. Dann saß er allein auf dem Borderißig und sah hinaus auf die lange gelbe Straße, die sich da vor ihm fast bis zum Himmelrand dehnte.

Nun schwankten rechts und links die flimmernden Mehrentwogen. Ein leiser Wind sang in den Salmen. Eine Wachtel schlug.

Frau Trude sang nicht.

## VII.

„Ich habe nicht viel," hatte Jeremias am anderen Tage zu seinem Sohn gesagt. „Aber was ich habe, das will ich Dir geben." Sie

richteten planmäßige Unterrichtsstunden ein. War die Glücksbude unterwegs, dann übernahm Frau Trude häufig die Führung des Wagens, während Vater und Sohn am Schreibtische saßen und in die Elementarwissenschaften einzudringen versuchten. Der kleine Jeremi war fleißig dabei, — solange sein Lehrer sich mit ihm beschäftigte. Verließ der ihn, dann studierte er zunächst noch eifrig an seinen Aufgaben, aber es dauerte nicht lange. Er stützte den Kopf in die Hände und sah zum Fenster hinaus, wo Bäume und Telegraphenstangen aufstauden und wieder verschwanden. Oft fand ihn Frau Trude in festem Schlaf, das Gesicht auf die Arme gepreßt. Mitunter aber sah sie, wenn sie die Thür öffnete, wie er auf den Händen lief oder Rad schlug. Bemerkte er dann die Eintretende, so errötete er und setzte sich schnell an seinen Platz, um ihr vorzutäuschen, daß er mit einem Buche beschäftigt sei.

Sie ermahnte ihn, seine Aufgaben eifrig zu erfüllen. Schlug die kleine Wanduhr die Stunde, welche den Schluß seiner Schule anzeigte, dann öffnete Frau Trude lächelnd die Thür und Jeremi glitt in ungeheurer Schnelligkeit hinaus. „Wie ein Hund von der Kette," sagte sie. Wenige Sekunden später war vom „kleinen Wiesel", das sich in diesen Jahren schon recht in die Länge reckte, nichts mehr zu sehen.

Diese Jahre! Frau Trude meinte, daß sie immer kürzer würden, so schnell entwand ihr eins nach dem andern. Besonders seit Jeremias von der großen Murre erfaßt worden, die ihn weiter landauf und landab trieb als vorher. Sie sahen die Alpen und das Meer, die braune Heide Hannovers, die weißen Sandflächen und stillen Waldseen der Mark wie die grünen Täler Thüringens. Sie überschritten die Grenzen und blieben Monate im Auslande. Meist sah sie der Winter im Süden, der Sommer im Norden. Denn Jeremias hustete, sobald ihn ein rauher Luftstrom traf. Er suchte die Sonne. Sie wurde ihm selten zu heiß. —

Es war Ende August. Der alte Schimmel huste wieder einmal gemächlich der Grenze zu. Die Luft flimmerle unter der sengenden Hitze. Das Gras dörrte auf den Wiesen und wurde zu Heu, ehe es geschnitten. Die Blätter der Bäume rollten sich dürrtend zusammen. Menschen und Vieh lachten. Frau Trude hatte alle Fenster des Wagens ausgehoben, um einen kühlenden Luftzug zu erzeugen. Mit ihm drang der mehlfine Staub der Straße, den die Hufe des Pferdes in Bewegung gebracht, durch die Gardinen. Jeremias briet auf seinem Kutschersitz. Das brachte ihn in eine behagliche Laune. Zuweilen bog er sich vor und sah forschend in den Wald, in die Felder. Von irgend woher kam der Ruf: „Ho!ho!, Ho!ho!" Er antwortete: „Ruck! Ruck!" und sah auf einem Hügel, in einem schmalen Feldweg oder zwischen den Baumstämmen eine kleine Gestalt dahingleiten oder über die Gräben setzen. Oft war sie auf Stunden nicht zu sehen und zu hören. Wenn dann der Wagen um eine Waldecke bog, sah da ein Junge am Straßenrand mit rotbraunen Wangen, nackten Füßen und staubigen, häufig zerrissenen Kleidern. Eine klägliche Stimme rief herauf:

„Ach, guter Herr, wollen Sie mich nicht mitnehmen?"

„Wo willst Du denn hin, Zigeuner?"

„Nach Grevesberg zur Kirchweih, Strümpf' und Schuh' kaufen. Hab aber kein Geld und möcht' mich verdingen.“

„Steig auf, Bagabund! Kannst das Glücksrad drehen. Hunger hast auch, wie?"

Jeremi sah schon oben und hielt sich mit ausdrucksvoller Gebärde den Bauch.

Der Peitschenstiel klopfte an die Stirnwand des Wagens: „Liebste, da ist uns 'ne kleine Nothaut zugelaufen. Verhungert und verdurstet.“

Bald darauf kam eine Hand in dem offenen Klappfenster zum Vorschein und reichte Brot und Wasser hinaus. Jeremi verschlang es.

„Wie ein Wilder," sagte der Vater. „Wenn Dich so Deine Tante Dora sehen würde." Er mußte laut lachen. „Ueberhaupt, wenn sie uns sehen könnte, ach ja, ach ja!" Er lachte noch eine Weile und schüttelte im Lachen den Kopf. Aber es war kein freies, herzliches Lachen.

„Wir können sie ja mal besuchen," schlug Jeremi vor.

Der Gedanke brachte seinen Vater von neuem zur Heiterkeit. „Junge, Junge, Du dürftest Du was erleben!" Und weil Frau Trude eben erstaunt an dem kleinen Fenster erschienen: „Was meinst Du, Trude, wie sie jetzt aussehen mag, die gute Dora?"

„Wir sind alle nicht jünger geworden, 'mias.“

„Nein. Du ausgenommen. Aber wenn mein Gesicht zufällig einem Spiegel zu nahe kommt, hab ich gute Lust, mit der Faust ins Glas zu schlagen. Ein alter Mann. Wie alt bin ich eigentlich?"

„Zehndvierzig Sommer sind über Deinem Haupte dahingezogen," deklarirte Jeremi.

„Dann hast Du's also gerad' auf dem Dugend gebracht, Trude. — Halt, Schimmel!" Eine ungepflasterte Straße zweigte sich ab. Ein Wegweiser stand dort. „Sieh mal nach Jeremi.“

Der war in einem Satz unten und am Pfahl hinauf: „Grevesberg, 1 Kilometer.“

„Ja." Jeremias stellte sich auf die Beine. „da seh ich den Kirchturm. Das Nest muß sehr tief liegen. Wollen wir nun gleich da hinunter oder machen wir hier oben Rast? Unsere Bude kriegen wir noch am Abend hoch. Und dort ist ein famoser Platz." Er wies auf eine Lichtung, die von großen, knorrigen Eichen umstanden war. Wagenspuren führten hinauf. Der Schimmel folgte ihnen. Er wurde angespannt, graste ein Weilehen und blieb dann mit hängen dem Kopf unbeweglich stehen. Nur der Schweif war eifrig auf der Jagd nach Insekten.

Jeremias und Frau Trude lagerten sich ins Gras, in den Schatten, sahen zum Himmel hinauf und plauderten. „Zigeunerleben," sagte er.

„Na. Nur, daß wir noch keine Hühner gestohlen haben.“

„Vielleicht kommt's noch. Ich habe nicht mehr die Empfindung, zu den ausländigen Menschen zu gehören.“

„'mias!" Trude lachte. Es war ein wenig Mergel dabei. „Das schreib' ich Deiner Dora.“

„Die arme Dora! Sollte sie tot sein?" Jeremias richtete sich hastig auf. „Seit sechs Jahren keine Zeile!"

„Das ist meine Schuld, 'mias.“

„Deine?"

„Ja. Ich hab's mir verboten.“

„So." Er sah sie forschend an und legte sich wieder auf den Rücken. In den nächsten Stunden sprach er nichts.

Erst als Jeremi von einer Forschungsreise in die umliegenden Waldgründe zurückkehrte und seinen Eltern einen Hut voll Brom- und Himbeeren bot, fand Jeremias die Sprache wieder.

„Vielleicht war es gut so," sagte er.

## VIII.

Die Glücksbude bekam keinen guten Platz auf der Grevesberger Kirchweih. Sie stand etwas abseits von dem eigentlichen Marktgetriebe, an der Mündung eines Weges, der von der Chaussee durch die Felder kam, an einer langen Gartenmauer entlang und in die budenbesetzte Hauptstraße des großen Dorfes lief. Mit der Rückseite lehnte sie sich an jene Mauer. Vor ihr unterbrach ein Stück Brachland die Reihe der



Gehöfte. Hier wurde neben anderen der Wagen untergebracht. Das Pferd kam in den Stall eines Gasthofes. Er durfte einige Tage verschmausen, der Schimmel, wenn alles seinen normalen Gang hatte.

Die Hitze der vergangenen Tage steigerte sich zu beängstigender Schwüle. Korn und Heu waren herein. Der Landmann gönnte sich nach den Schweifzügen der Ernte einen Feiertag. In zwei dicken, schwerfälligen Strömen wälzten die Reihen der Besucher sich durch die Zeltegassen. Hinan und hinab wogten sie. Schon am Mittag, als die Sonne in voller Glut am Himmel stand, von keiner Wolke bedroht, als sie mit ihrem ganzen Feuer auf die Köpfe herabjengle, gab es ein Lärmen, Singen und Jubelieren, daß Jeremias die Ohren brummen. Ein gewaltiges Dürsten war in den Massen. In den Bierzelten und Gasthäusern nahm das Klöpfen der Spindhämmer kein Ende. Um drei Uhr begannen auf mehreren Stellen zu gleicher Zeit Kriebel, Klarinette und Brummboß ihr Konzert. Man tanzte schon.

Jeremias stand in seiner Aude und fertigte die Spieler ab. Das Geschäft stand in keinem Verhältnis zum Besuch. Er kam mit Trude überein, einen besonders wertvollen Gegenstand als Hauptgewinn auszustellen. Sie wählten eine Peitsche mit silbernem Griff. Das sprach sich herum.

Und allmählich verstärkte sich der Andrang, wuchs und wuchs und wurde mit den Stunden so stark, daß beide reichlich beschäftigt waren. Unaufhörlich klapperten die Würfel; der Strom der Nickel verlegte kaum auf Minuten. In diesen kurzen Pausen verspürte Jeremias einen besonders heftigen Durst. Wegen seine Gewohnheit trank er einige Maßkrüge, die Jeremi aus einem nahen Gasthause geholt hatte. Eine leichte Mütze stieg ihm in die Wangen; er scherzte mit den Besuchern und rief seiner Frau hier und da ein Wort zu. Er pries seine Waren in einer Weise an, wie Trude es nie vordem von ihm gehört und wie sie selbst es nie gewagt hatte. Aber diese Uebertreibungen erregten das heftige Verlangen der Zuhörer und lockten immer neue Scharen an. Um fünf Uhr mußte die Klasse in einen Dintel geleert werden. Frau Trude nahm ihn unter die Schürze und brachte ihn im Wagen unter. „Es wird ein regelrechter Ausverkauf“, sagte Jeremias. Er nahm einen Schluck aus dem Krüge, schob die Mütze von der heißen Stirn und rief in die Menge:

„Fortuna sitzt auf ihrem Thron  
Bei Gertrud Tattenbach und Sohn.“

Das war diesmal alles so ganz nach seinem Geschmack. (Fortsetzung folgt.)



## Schulferien einst und jetzt.

Von Heinrich Schulz.

In den heißesten Wochen des Jahres, im Juli und August, sind die deutschen Schulen aller Gattungen geschlossen. Lehrer und Schüler haben Ferien, fünf lange — aber für die Beteiligten meist noch zu kurze — Wochen hindurch brauchen sie den Schulstaub nicht zu schlucken, brauchen sie sich nicht übereinander zu ärgern, können sie frische Kräfte für die übrigen Wochen und Monate des Jahres sammeln. Die Einrichtung der Ferien, sowohl der kleineren Ferien, die sich an die allgemainen Feiertage schließen, als auch der sogenannten „großen Ferien“ im Hochsommer, hat sich bei Jung und Alt so fest eingebürgert, daß man sie sich gar nicht wegdenken kann; man glaubt, sie hängen untrennbar mit dem Wesen der Schule zusammen.

Das ist aber keineswegs der Fall. Die Ferien zum ausgesprochenen Zwecke der Erholung von Lehrern und Schülern sind

eine verhältnismäßig junge Institution. In den mittelalterlichen Stadtschulen und auch in den höheren Schulen späterer Jahrhunderte gab es keine besonderen Ferien, und wenn die Volksschule der Vergangenheit, besonders die Dorfschule, Ferien im Ueberfluß, oft mehr Ferien als Unterrichtstage hatte, so waren dafür andere und zwar wenig schulfreundliche Gründe maßgebend.

Im schönen Monat Mai, so erzählt Fischer in seiner Geschichte des Volksschullehrerstandes, zogen zwar schon im Mittelalter die Schulen in den Wald. Mit Maien geschmückt und von ihren Lehrern geführt, verlassen sie das Stadtor und treiben im Walde allerlei Kurzweil. Das Markenspiel wird als „unmühselige Leibesübung“ besonders genannt. Solche Ausflüge in den Wald kamen im Laufe des Sommers öfter vor, doch verfügte der Rat der Stadt Nördlingen in einer Schulordnung vom Jahre 1521, daß es höchstens einmal im Sommer geschehen dürfe, und nur unter der Bedingung, daß der Schulmeister und seine Gehilfen nicht unterwegs noch sonst in den Wirtschaften liegen, auch keine Trommeln und Pfeifen mitnehmen. Weitere Verkürzungen der Schulzeit gab es bei den Stadtschulen, den damaligen höheren Schulen, nicht. Nur zur Zeit der hohen Kirchenfeste gab es einige Tage Ferien, wobei freilich noch zu bemerken ist, daß es im vorreformatorischen Mittelalter weit mehr christliche Feiertage gab als nach der Reformation. In der Woche durfte der Schulmeister sonst den Unterricht nicht aussetzen. Wegen eines in die Woche fallenden Feiertages sollte nicht freigegeben werden. An einzelnen Orten versuchten die Schulmeister diese strengen Bestimmungen zu umgehen. Das war besonders in den geistlichen Stiftsschulen der Fall, in denen die Lehrer um Geld Ferien gaben, so daß eine kirchenrechtliche Bestimmung gegen diese „Simonie“ Stellung nahm.

Hundert Jahre später, um die Wende des 16. Jahrhunderts, waren die Ratsherren in bezug auf die Ferien noch nicht viel entgegenkommender geworden. In den norddeutschen Städten war den Lehrern vergönnt, in der Oster- und Pfingstwoche „durchaus mit der Schularbeit stille zu halten“, ferner von Weihnachten bis zum Tage nach Neujahr, die ersten drei Tage in den Fasten und die ersten drei Tage nach Michaelis. Wenn es in den Hundstagen gar zu heiß wurde, und der — Superintendent seine Genehmigung gab, durfte bisweilen ein halber Tag ausfallen. Eines solchen außergewöhnlichen Feiertags konnten sich Lehrer und Schüler außerdem noch freuen, wenn ein neuer Lehrer eingeführt wurde oder ein Lehrer des Kollegiums Hochzeit machte. Außerdem durfte der Schullektor eine Stunde freigeben, „wan arme kinder alhier vorurtheilt werden“. Solche barbarischen Ereignisse galten in jenen rauheren und roheren Zeiten als besondere Volks-„Festlichkeiten“ und Lebenswürdigkeiten, zu denen sogar die Schuljugend wallfahrte.

In der sehr ausführlichen Augsburger Schulordnung vom Jahre 1575 heißt der auf die Ferien bezügliche Passus: „vom heiligen Weihnachtsfest bis auf den Kindtag, vom heiligen Montag (Mosenmontag) bis Michermittwoch, vom Charfreitag bis auf den Ostermontag, von dem Dreitag vor dem heiligen Pfingstfest vormittag zu zehn Uhr bis auf den Ostermontag.“ Also auch hier sucht man vergebens nach den „großen Ferien“; sie sind erst im neunzehnten Jahrhundert zu einer ständigen Einrichtung geworden.

Anders haben sich die Ferien bei den niederen Schulen entwickelt. Sehen wir von den besondern und verhältnismäßig guten ersten Volksschulen in den mittelalterlichen Städten ab, so bietet die Geschichte der deutschen Volksschule bis auf den heutigen Tag ein klägliches Bild. Seit der Reformation gestand man der Volksschule, besonders der auf dem Lande, nur eine Existenzberechtigung zu, wenn und soweit

die Schularbeit die Kirchenarbeit unterstützte. In den Schulen sollten die Kinder lesen lernen, um die Bibel, den Katechismus und das Gesangbuch lesen zu können. Aber selbst dazu ließ man der Schule nur wenig Zeit; und stets mußte die Schule zurücktreten, wenn die fürstlichen, Junkerlichen und städtischen Machthaber die Schulkinder oder die Lehrer zu anderen Zwecken gebrauchten. Die Kinder wurden von dem „gnädigen Herrn“ bei der Ernte gebraucht, und der Lehrer hatte so viele und mannigfaltige Nebenaufgaben zu erfüllen, daß die Schule fortwährend darunter litt. Die unglaublichsten Nebenbeschäftigungen wurden dem „Schulmeister“ übertragen; hier war er Stadtschreiber, dort Kirchenschreiber, dann wieder mußte er Bütteldienste tun oder in Tagelohn geben, oder schneidern und schustern, so daß schließlich die Schultätigkeit nur als Nebenamt erschien. Unter solchen Umständen kann es nicht auffallen, daß bei den niederen Schulen, besonders bei denen auf dem Lande, zeitweise mehr Feiertage als Schultage im Jahre waren. War es doch selbstverständlich, daß in den Sommermonaten die Schule überhaupt ausfiel. Am Henneberger Gau meldet ein Schulmeister jener Zeit: „Sommerszeit hat man wegen des Absondernhütens gar keine Schule.“ Bei den Hütferien ist es bis ins neunzehnte Jahrhundert geblieben. Es sind dann noch durch neue wirtschaftliche Bedürfnisse neue Ferien hinzugekommen, die sogenannten „Mähenferien“.

In welcher Weise der Schulunterricht durch die Nebenbeschäftigung der Lehrer unterbrochen wurde, dafür liefert eine württembergische Schullehrerschaft aus dem Ende des 18. Jahrhunderts einen charakteristischen Beleg. Es heißt darin: „Der Schulmeister muß Schafe eintausen. Zwei Tage läuft er deswegen um; nirgends kann oder mag er laufen. Jetzt ist er schon auf dem Wege, auf einen Tag weiter wirds nicht aufkommen. So werden es schon drei Tage. Die Schafe sammeln. Er muß nachsehen. Wer würde ihm das Lamm erlösen? Ein Hammel hat das wildeste Blut. Im Frühjahr kommen die Schahändler, man muß handeln, wenn man Käufer hat. Man zeichnet die Schafe und fängt sie aus. Die Schurzeit kommt; man muß waschen lassen, scheeren. Wollhändler kommen, man muß verkaufen. Schafweiden werden verliehen, man muß eine haben. Das Weidgeld ist verfallen, man muß zahlen! Wie viele Gelegenheit, die Schule zu veräußern! Gewiß, Schafe sind unter dem Hausvieh des Schulmeisters am schädlichsten, besonders wenn derselbe nicht jemand anders für sich bestellen und von seiner Befoldung bezahlen mag. Mir grauet, wenn ich höre: Der Schulmeister ist ein Schafhalter!“ Fürwahr, ein anmutiges Bild, wenn die Schule ausfallen mußte, weil der Lehrer seine Schafe scheeren mußte! In einer Schulordnung für Schloßien vom Jahre 1801 hieß es: „In Städten, wo kein Feldbau betrieben wird, wird das ganze Jahr durch Schule gehalten.“

Solche Zustände wird Mojer im Auge gehabt haben, als er in seinem „Taschenbuch“ schrieb: „Welcher Schulmann schämt sich nicht, wenn er auch Schönmutter, ja sogar Steckenferien (wenn Lehrer und Schüler in den Wald gingen, um Stecken zu holen) nennen hört. Ich habe einmal nachgerechnet: von 200 Tagen waren wenigstens 80 (90) nicht nur halbe, sondern ganze Tage der Schule entzogen worden.“ In Mecklenburg-Schwerin wurde wegen dieser häufigen unfreiwilligen Ferien die spassige Verfügung erlassen, daß die Ehefrau des Schulmeisters zwischen Kochen, Hausarbeit, Kinderbesorgen und Feldarbeit auch noch auf die Arbeit des Mannes achten solle, um ihn gegebenenfalls vertreten zu können.

So kam es, daß es auf dem Lande in der Hauptsache nur Winterferien gab, für die „große Ferien“ dann natürlich nicht mehr notwendig waren. Erst im Jahre 1824 erließ die Potsdamer Regierung eine Verfügung, wonach



im Sommer nicht mehr als 6 Wochen schulfreie Zeit eintreten durfte, und zwar in zwei Malen, 3 Wochen waren für die Getreideernte die anderen 3 Wochen für die Kartoffel- oder Tabakernte bestimmt. Eine Rücksicht auf den Lehrer nahm man bei der Festsetzung dieser Ferien nicht, nutzte man ihm doch sogar zu, auch während dieser Ferienzeit an die noch nicht schulpflichtigen Kinder Unterricht zu erteilen. Nur wenn sie es verlangten, sollte den Lehrern eine Ruhepause von 14 Tagen gegeben werden.

Erst langsam gewann die Ansicht an Boden, daß es bei der aufreibenden Tätigkeit eines Lehrers eine unablässige Notwendigkeit für ihn sei, wenigstens einmal im Jahre auf mehrere Wochen auszuspannen. Jean Paul hat in seinem Quintus Firlein dieser Notwendigkeit in rührender Weise Ausdruck gegeben: „Ich möchte wohl den Totenkopf des guten Mannes streicheln, der die Grundferien erfand; ich kann nie in ihnen spazieren gehen, ohne zu denken: jetzt richten sich in den Ferien tausend gekrümmter Schulleute empor, und der harte Kranz liegt abgeknallt zu ihren Füßen, und sie können doch suchen, was ihre Seele lieb hat, Schmetterlinge — oder Wurzeln von Bahlen — oder die von Worten — oder Kräuter — oder ihre Geburtsdörfer!“

Ebenso notwendig ist die Wohltat der Ferien natürlich auch für die Kinder, die während der Ferienzeit den Regelzwang der Schule von sich abstreifen, die wieder fröhlich und ungebunden spielen können wie in den ersten Lebensjahren, die den Körper und damit auch den Geist stärken können. Allerdings sind es nicht viele Kinder, die diesen richtigen Gebrauch von den Ferien machen können. In einem Bericht der Berliner Schuldeputation von 1890 heißt es: „Nur ein kleiner Bruchteil der jetzt ungefähr 170 000 Gemeindefschüler ist in der Lage, 5 Wochen außerhalb Berlins zuzubringen, die meisten können keine Erholungsreise machen.“

Diese „meisten“ bleiben in Berlin oder in einer anderen Großstadt, wo sich den ganzen Tag niemand um sie bekümmert, wo es in den Ferien fast noch schlimmer um sie bestellt ist als während der Schulzeit. Die wenigen Kinder, die sich des Vorteils einer Ferienkolonie erfreuen können, kommen auch im Verhältnis zu der großen Masse nicht in Betracht. Erst eine Gesellschaftsordnung, die die Erziehung der Kinder des Volks nicht mehr als eine nebenfällige Aufgabe der Gesellschaft betrachtet, sondern die durch eine gesunde Jugend, in Verbindung mit gesunden sozialen Verhältnissen, eine gesunde Gesellschaft erzielen will, wird auch die wohltuende Abwechslung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, zwischen Arbeitstagen und Ferientagen schaffen. —

28

## Kommunale Zweckverbände.

Von Wilhelm Schröder.

(Schluß.)

Als Berlin vor einigen Jahren beabsichtigte, auf einem ihm gehörenden Grundstück in Rummelsburg ein Krankenhaus für Geschlechtskranke zu errichten, war dies der dörflichen Nachbargemeinde nicht recht, und sie half sich dadurch, daß sie mitten durch das für das Krankenhaus bestimmte Grundstück eine Fluchtlinie derart legte, daß die Verwendung des Grundstücks zu dem beabsichtigten Zweck unmöglich gemacht wurde. Nicht minder empfindlich für Berlin ist das fast allen Vororten gemeinsame Streben, den großen Bruder als scharf zu nehmendes Ausbeutungsobjekt zu betrachten. Verhältnismäßig harmlos ist es noch, daß Berlin den Plan zu einem Bau, den es auf seinem Grund und Boden in der Nachbargemeinde errichten will, gegen Erstattung entsprechender Prüfungsgebühren von der Nachbargemeinde abermals

gründlich prüfen lassen muß. Schlimmer ist es in anderen Fällen bestellt. So hat die Gemeinde Tegel für die Genehmigung zur Verlegung von Berliner Wasserrohren, für die früher regelmäßig eine Anerkennungsgebühr von 10 Pf. per laufende Meter gezahlt wurde, im Jahre 1904 eine Entschädigung von 2 Mark für das laufende Meter Rohr und eine jährliche Anerkennungsgebühr von 25 Pf. gefordert und zugestanden erhalten, desgleichen eine zehnjährige Straßenunterhaltungspflicht, während früher diese Pflicht sich nur auf 2—3 Jahre erstreckte. Die Gemeinden Tegel und Reinickendorf beschloßen eines Tages, ihre Schmutzwässer in den Tegeler See zu leiten, ohne Rücksicht darauf, daß die Stadtgemeinde ihr Trinkwasser zum großen Teil aus dem See schöpft. Berlin mußte darauf sein Wasserwerk in ein Grundwasserwerk umwandeln, dem aber neue Schwierigkeiten dadurch entstanden, daß auch die Gemeinde Pankow beschloß, in unmittelbarer Nähe des Berliner Werks ein Wasserwerk anzulegen. Das war ein Beschluß, dessen Ausführung die Ergiebigkeit des Berliner Werks völlig in Frage stellen mußte.

Gewiß wird der Krieg gegen die Reichshauptstadt begreiflich, wenn man die teilweise geringe Leistungsfähigkeit der Arbeitervororte in Betracht zieht, die gar leicht zur Anwendung bedenklicher Mittel verführt. Ein ungefähres Bild von den Unterschieden in der Wohlhabenheit des Westens und des Ostens gibt ein Verzeichnis über die als Gemeinde-Einkommensteuer erhobenen Zuschläge zur Staatseinkommensteuer. Während der Zuschlag in Berlin 100 Proz. beträgt, stellte er sich 1902/03 in der Millionärskolonie Grunewald auf 15 Proz., in Reinickendorf hingegen auf 165 Proz., und in Weitz auf 233½ Proz. In einer 1901 erschienenen Schrift „Groß-Berlin“ setzte der Berliner Stadtverordnete Georg Haberland auseinander, daß ein wohlhabender Mann, der in Berlin 20 000 Mark Kommunalsteuer entrichtet, in der Kolonie Grunewald nur 6000 Mk. zu zahlen hat und für den kapitalisierenden Betrag von 14 000 Mk. gleich 280 000 Mk. sich in der Kolonie Grunewald ein Besitztum erbauen und tatsächlich dabei noch mietsfrei wohnen kann. In den Zeitungen erscheint zuweilen ein Insuperat: „Wer frei von Kommunalsteuern wohnen will, der kaufe sich in Nikolassee an.“ Nikolassee ist eine am südlichen Ende des Grunewalds gelegene Villenkolonie, die ähnlich vorteilhaft dasteht wie die Kolonie Grunewald selbst. Während Berlin auf den Kopf der Bevölkerung an Zuschüssen für Armen- und Armenfrankenpflege jährlich 10,29 Mark zu leisten hat, entfällt auf die Kolonie Grunewald nur der lächerlich geringe Betrag von 15 Pf. Mit schreiender Deutlichkeit zeigen diese Zahlen die Ungerechtigkeit, die darin liegt, daß der Mangel an Zweckverbänden keine Heranziehung der reichen Gemeinden zu den Armenlasten ärmerer Gemeinden ermöglicht, und die ferner die wohlhabenden Leute in Berlin geradezu anreizt, sich in die westlichen Vororte zu begeben und so die Steuerkraft der Hauptgemeinde zu schwächen.

In hervorragendem Umfange hat das Fehlen von Zweckverbänden aber in den Verkehrsangelegenheiten Groß-Berlins schwere kommunale Schädigungen gezeitigt. Der Verkehr zwischen Berlin und den Nachbarorten hat eine Ausdehnung erlangt, deren Bedeutung folgende Zahlen erläutern mögen. Nach dem 1907 herausgegebenen Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin für das Jahr 1905 wurden auf der dem preußischen Staat gehörenden Stadt- und Ringbahn in dem genannten Jahr 124 631 616 Personen befördert, durch den Omnibusverkehr 111 457 043 Personen, durch die Straßenbahnen sowie durch die Hoch- und Untergrundbahnen insgesamt 454 064 701 Personen. Hinzu kommt noch der Eisenbahnvorortverkehr. Während

kleinere Orte vielfach längst ihren Straßenbahnbetrieb entweder gleich in Gemeinderegie errichten oder doch darin überführen konnten, stellten sich der Ausführung eines solchen Planes in Berlin die größten Schwierigkeiten entgegen, weil es bis vor kurzem nicht möglich war, die einzelnen Gemeinden zu einem Verkehrszweckverband zu vereinigen. Seit Jahrzehnten treibt in der Umgebung Berlins jede Gemeinde ihre eigene Verkehrspolitik, ohne auf ihre Nachbargemeinden Rücksicht zu nehmen, ja nicht selten in direktem Gegensatz zu diesen. Man schließt mit verschiedenen privaten Erwerbsgesellschaften unter verschiedenen Bedingungen und für verschiedene Zeiten Verträge ab, welche jene Gesellschaften auf lange Jahrzehnte hinaus, zum Teil bis zum Ende des gegenwärtigen Jahrhunderts, berechtigen, die öffentlichen Straßen zur höheren Ehre ihres Profits zu benutzen. Diese Gesellschaften, unter denen vor allem die Große Berliner Straßenbahn zu nennen ist, haben sich sogar bemüht, die Errichtung neuer und dringend notwendiger Schnellverkehrsanlagen zu hindern, und sind somit auch in rein technischer Hinsicht aus Organen des Fortschritts zu Schädlingen für das Gemeinwohl geworden. Erst in neuester Zeit, im Mai 1907, haben die hauptsächlichsten Berliner Vorortgemeinden sich gemeinsam mit der Reichshauptstadt zu einem besonderen Zweckverband organisiert, dessen Aufgabe die Regelung der Verkehrsfrage sein soll. Es erscheint aber fraglich, ob der neue Verband die Einigkeit und den guten Willen besitzt, die notwendig sind, um in den wunderlichen Mattenkönig von Sonderbestrebungen Ordnung zu bringen und die Allmacht der privaten Verkehrs-gesellschaften zu brechen.

Daß es aber doch möglich ist, das Privatkapital im Verkehrsweisen auszuschalten, zeigt sich sonderbarerweise dicht vor den Toren Berlins. Der Kreis Teltow hat unter Leitung des Landrats von Stubenrauch nicht allein für mehr als 40 Millionen Mark den Teltowkanal erbaut und den gesamten Verkehr auf dem Kanal in eigene Regie genommen, sondern im Sommer 1906 auch sämtliche Straßenbahnen im Kreise, soweit sie nicht in Berlin einmünden, angekauft, um sie auf seine Rechnung zu betreiben. In einer Denkschrift, die der Kreis in dieser Angelegenheit herausgegeben hat, finden sich folgende beachtenswerte Worte:

„Die letzten Jahrzehnte im Zeichen des Verkehrs haben vieles gelehrt. Sie haben vor allem dem, der sehen will und kann, die Augen darüber geöffnet, daß eine Gemeinde, welche die Bedingungen ihrer Existenz und ihrer Entwicklung in der Hebung und Entfaltung der Verkehrsmittel sieht, nicht darauf verzichten darf, diese Verkehrsmittel im eigenen Gewahrsam zu haben. Die Auslieferung der Verkehrsmittel an private Gesellschaften bedeutet nach einiger Zeit stets eine Gefahr für die Gemeinde.“

Nachdem die Denkschrift dann im besonderen die Notwendigkeit des Baues eigener Bahnen erläutert hat, heißt es weiter:

„Dieser Plan bedeutet eine Abkehr von der bisherigen Gepflogenheit, daß der Kreis nur Einrichtungen schafft, die kosten, dagegen die Schaffung von Einrichtungen, die bringen, anderen überläßt. Im allgemeinen werden Straßenbahnen zu den Einrichtungen gehören, die bringen und nichts kosten. Es ist deshalb keine falsche Finanzpolitik des Kreises und der Gemeinden, die erforderlichen Straßenbahnen sich selbst zu bauen. Wenn hinzukommt, daß das neue Verfahren den Grundsätzen einer gesunden Verkehrspolitik entspricht, dann ist es Zeit, mit dem bisherigen System zu brechen.“

Hier hat die Hand eines in diesem Falle einsichtigen und vorurteilsfreien Bureaucraten die rückständigen Repräsentanten des Dreiklassenvahlrechts geschoben und die auf sozialpolitische Fortschritte sonst wahrlich nicht begierigen Gemeinden zum Verband geeint.



Aber das Beispiel Londons zeigt, daß auch im Zeichen der Demokratie, und zwar viel umfassender, als man es für preussisch-deutsche Verhältnisse wahr haben möchte, die Vereinigung einer Pflanzgemeinde zu gemeinsamem Wirken möglich ist, ohne die Selbständigkeit ihrer ein-

Verwaltung, einen eigenen Bürgermeister und eine bestimmte Anzahl von Stadträten und Stadtverordneten. Außer diesen einzelnen Verwaltungen gibt es die Gesamtverwaltung von London, the London County Council, die sich aus 118 Verordneten und 19 von diesen ge-

trotte von dem Rate der Einzelgemeinde gebaut werden. Die Straßenbahnen gehören fast alle dem gesamten Groß-London, welches sie zum Teil direkt verwaltet, zum Teil verpachtet. Die Ueberschüsse dieser Straßenbahnen kommen dem Etat von Groß-London zugute. Die



Herbsttag. Nach dem Gemälde von Franz Wagner.

zelnen Teile unnötig zu beeinträchtigen. Die Entwicklung Londons ist derjenigen Berlins in vielen Stücken ähnlich. Auch hier hat die City, die innere Stadt, in der man dem Erwerb nachgeht, ihre eigene Verwaltung, und um dies eigentliche London sind 28 Gemeinden gelagert, die mit der City zusammen die Grafschaft London bilden. Jede Gemeinde hat ihre eigene

wählten Ausschußmitgliedern zusammensetzt. Es würde viel zu weit führen, diese Organisation im einzelnen zu beschreiben; für unsere Zwecke genügt die Skizzierung der wichtigsten Aufgaben des Verbandes. Die Verwaltung von Groß-London baut und unterhält die Kanalisation mit Ausnahme der kleinen Nebenkanäle, die unter ihrer Kon-

Gesamtverwaltung baut und unterhält die Brücken und Tunnel, führt vielfach auf ihre Kosten Straßendurchbrüche in den einzelnen Gemeinden aus, unterhält die Feuerwehr, die Irrenanstalten, die öffentlichen Parks, benennt die Straßen, erteilt Theaterkonzessionen, baut Arbeiterwohnungen. Die Schullasten werden von der Regierung und von Groß-London ge-



meinsam aufgebracht, für die Armenpflege besteht eine besondere Verwaltung, die Krankenhäuser sind fast sämtlich alle Privatunternehmungen und werden durch freiwillige Beiträge unterhalten. Sache der Einzelgemeinde ist die Pflasterung und Reinigung der innerhalb ihres Gebiets belegenen Straßen, die Unterhaltung der Bade- und Waschanstalten, der Leshallen, die Ausübung der Wapolizei, der Nahrungsmittelkontrolle und ähnlicher Dinge. Die Steuern werden spezialisiert erhoben, aber nicht von den einzelnen Verwaltungen, sondern ins-

gesamt einfließt. Um einen Ausgleich zwischen den armen und den reichen Gemeinden herbeizuführen, werden verschiedene Mittel angewandt, damit die reichen Bezirke besonders belastet werden können. Alles in allem läßt sich sagen, das Groß-London für heutige Verhältnisse das Muster eines Zweckverbandes bildet, und es ist beachtenswert, daß auch dieser Verband durch die Gesetzgebung und nicht durch freiwillige Vereinbarung geschaffen worden ist.

Auch bei uns drängt die Entwicklung zu ähnlicher Lösung hin. Je mehr der Gemeinde-

sozialismus vorschreitet, je stärker die Einsicht wird, daß ein bestimmter, seiner Natur nach zusammengehörender Kreis von Gemeinden Aufgaben sozialpolitischer Natur zu lösen hat, die eine Einzelgemeinde ihrer Schwäche halber gar nicht in die Hand nehmen kann, je krasser wird auch die Schädlichkeit der individualistischen Anarchie auf kommunalem Gebiet zutage treten. Je deutlicher muß sich allerdings auch offenbaren, daß das Dreiklassenwahlrecht in Staat und Gemeinde auf die Dauer unhaltbar ist. --

## Die Taubenwirtin.

Skizze von Anton Fendrich.

In einem grünen Wiesengrund, der sich wie ein gleichmäßiges Becken hell von der dunklen Umrahmung der Tannen abhob, lag das Dörfchen Wildau. Im hohen Schwarzwald bestehen die Dörfchen aus der Kirche, ein bis zwei Wirtshäusern, dem Krämerladen und der Metzgerei. Die dazu gehörigen Höfe sind oft stundenweit entfernt, so auch in Wildau. Das große Wirtshaus zur Taube sah stolz von einer Anhöhe herab, die sich mitten aus dem Wiesengrund erhob.

Die Taube von Wildau war in den achtziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts im ganzen Schwarzwald bekannt. Noch mehr aber die Taubenwirtin. Während des ganzen Morgens konnte man sie fast alle Stunde einige Minuten unter der Tür stehen sehen, von der aus man das ganze Dörfchen überblickte. Sie war eine Frau von bedeutenden Dimensionen, und doch nicht unproportioniert. Aus dem Gesicht leuchtete eine rothackige Entschlossenheit. Für sie gab's nur ein „ja“ oder „nein“. Die gewaltigen, nackten Arme, die rot und kernig von den weißen Wuschärmeln abstachen, waren achtungsgebietend, das gestickte Mieder, sowie der nur bis zu den Knöcheln reichende Rock, die weißen Strümpfe und die schwarzen Pantoffeln gaben ihr trotz ihrer fünfundsünfzig Jahre etwas Jugendliches und Frisches. Wenn sie so alle Stunde sich unter die Haustüre stellte, so war das nur, um dem Dampf der großen Küche zu entfliehen und etwas Luft zu schnappen. Es war Sommer, und die alten Sturgäste aus der Residenz waren wieder da. Da war des Händchenschlachtens und Forellensiedens kein Ende.

Es war überhaupt eine sonderbare Geschichte mit den Sommerfrischlern in der Taube. Das waren lauter Leute aus der Beamtenwelt, die einmal der absoluten Ruhe und um wenig Geld des Leibes pflegen wollten. Dem Taubenwirt, der ein Mann von höflichen Umgangsformen war, die er sich beim Uhrenhandel in England erworben hatte, war es eine Ehre, so vornehme Leute seit Jahren als Gäste zu haben. Er konnte nicht genug sein Käpplein lüften. Die Taubenwirtin dagegen sah die Sache von einem ganz anderen Standpunkte aus an. Sie hatte eine tiefe Verachtung für alles Städtliche, und wenn sie mit der Viertelmillion Vermögen, welche sie und ihr Mann an Wald, Wiesen, Vieh und Hausrat besaßen, auch nicht probte, so ließ sie es die Herrschaften doch manchmal merken, daß sie die Herren Rechnungsräte mit Gemahlinnen usw. für drei, vier Wochen einfach „ordentlich herausfüttere, damit es wieder vorhalte für ein Jahr“. Daß sie ihren Pensionsbetrieb jedes Jahr mit einem Defizit abschloß, das verhehlte sie auch gerade nicht; aber die Herzlichkeit, die in ihrer Verbtheit steckte, verjohnte die alten Gäste immer wieder.

Als sie heute wieder ihre Luftschnapperpause machte, da fiel diese länger aus als gewöhnlich. Der lebenslustige, resolute Zug auf ihrem Gesicht war fast verschwunden. Sie sah hinab nach der Schmiede, wo der Schmiedsfranz

auf einen glühenden Madreisen hieb, daß die Funken wie Feuerwerk stoben.

„Wenn er halt nur kein lediges Kind wär! Ich gäb ihm schon mein Marieli. Aber so?“ Dies alles dachte sie und sagte dann plötzlich, indem sie ganz energisch in der Haustüre steht machte, ohne merkwürdigerweise mit den Ellenbogen anzuschlagen: „Mir ischs! 's bleibt dabei! Der Schmied soll sich eine andere suchen.“

Zu der gleichen Zeit sah oben aus der Dachkammer ein sonnenverbranntes, schwarzäugiges Maidli nach der Schmiede hinunter und lugte dem Funkensprühen des Schmiedsfranz zu. Ihre Gedanken und Gefühle schloß sie ähnlich wie ihre Mutter ab, indem sie sich ebenfalls umwandte, mit dem rechten Absatz heftig auftrat, daß die alten Dielen der Kammer krachten und zweimal laut dazu sagte: „Und i nimma kein anderen - und i nimma kein anderen!“

Am dem gleichen Abend saßen an dem langen „Herrentisch“ in der Taube, an dem oberen Ende, wo in der Ecke das Kreuzifix hing, etwas ärgerlich die Taubenwirtin, der Herr Rechnungsrat aus der Residenz und der Herr Oberlehrer aus Frankfurt. Sie langweilten sich, weil der Herr Kaplan immer noch nicht zum üblichen Stat erschienen war. Und der alte Taubenwirt, der in der Wirtsstube herumtappelte, spielte nicht. Auf einmal fing der Rechnungsrat, nur um etwas zu reden, an:

„Frau Taubenwirtin, warum seid Ihr eigentlich republikanisch gesinnt?“

Die Taubenwirtin stemmte ihre beiden Arme in die Hüften, sah den Rechnungsrat scharf an und meinte:

„Es könnte nicht gut ausfallen für die Herren und für die Fürsten, wenn ich davon anfinge.“

„Na, na, Frau Taubenwirtin,“ bemerkte erstaunt der Professor, der ein Norddeutscher war.

Rasch fuhr die Replik aus dem Munde der Wirtin:

„Und für d' Preußen tät's erst recht schlecht ausfallen!“

„Dann aber los, Frau Wirtin, da bin ich wirklich neugierig . . .“ jagte der gutmütige Rechnungsrat. In diesem Augenblick verschwand der Taubenwirt durch die hintere Türe. Er war 15 Jahre älter als seine Frau und kannte ihr „meisterloses Maul“.

Die Taubenwirtin machte ein gleichgültiges Gesicht und meinte trocken:

„Mir kanns recht sein!“

Fast wie eine Drohung hatte das gellungen.

Dann fing sie ganz langsam an und sah hin und da auf den Tisch, als ob sie aus dem gewirkelten Tischstuch Erinnerungen herauslesen wollte:

„Ihr wißt, Ihr Herren, was Anno 18 im Badischen los gewesen ist. Da, grad so um die Zeit, wo es Anno 19 noch einmal anfing, fuhr ich als sechszehnjähriges Mädchen mit meinem Vater über Freiburg hinab nach Offenburg. Zweimal im Jahr machte der Vater, der mit Skorn und Vieh handelte, diese Fahrt. Da eines schönen Morgens -- ich glaube es war in Kür-

zell -- wurden wir ganz früh -- ich habe noch nicht einmal meine Böpfe gemacht gehabt -- durchs Militär überrascht, das zum Dorf hereinzog. Das waren die Preußen, welche die Freischärler aus ihrem eigenen Land herausjagen sollten. Auch in die Wirtschaft, wo wir übernachteten, sind sie gekommen und haben gestohlen wie die Raben. Milch, Butter, Fleisch, Speck, nichts haben sie verschont und sind noch dazu saugroh gewesen und haben eine Sprache geredet, die kein Christenmensch verstanden hat. Auf einmal sehe ich da, wo das Durcheinander am größten war, unter einem großen Lindenbaum, einen Trompeter. Er gab zuerst ein Signal und verkündete dann mit lauter Stimme in einer halben Stunde hätten alle volljährigen Männer des Dorfes auf dem Platze zu sein. Mächtig, der Platz füllte sich, und auf einmal ritt einer daher, -- so ein ganz hoher, hab ich gedacht, muß es sein --, und sagte vom Pferd herunter den Bauern alle Schand. Die Söhne der Bauern, die zu den Freischärlern gegangen seien, wären Verräter und Strolche! Na, wenn ich ein Mannsbild gewesen wär, dem hält ich's gesagt! Aber die Mannsbilder sind mit dünnen Köpfen herumgestanden und habens Wort gehalten. Gelupft hats mich ordentlich innerlich, denn mein älterer Bruder, der Johann, war auch mit den Freischärlern gegangen, und da waren fast nur rechtmäßige Leut dabei. Und dann später, als wir wieder daheim waren, im Schwarzwald, da kam eine preussische Patrouille auch durch Wildau und suchte nach Freischärlern. Dem Vater sind sie fast an den Kragen gegangen, weil er nicht sagen wollte, wo mein Bruder war. Das Gewehr und den Säbel von ihm hab ich im Kamin zwischen den Speckseiten versteckt gehabt. Sie habens gefunden und die Waffen mit den Speckseiten mitgenommen. Dann haben sie gefucht wie die Türken, alles zu unterst zu oberst gemacht und uns gedroht, wir würden alle erschossen.“

Sie sah ihre Zuhörer nun scharf an, um die Wirkung ihrer Erzählung von den Gesichtern der zwei Männer abzulesen. Der biedere Rechnungsrat machte eine Miene, als ob er sagen wollte:

„Ja, ja, das sind böse Zeiten gewesen, aber das ist doch jetzt vorbei.“

Der Frankfurter Oberlehrer war gereizt, hielt es aber angesichts des niederen Pensionspreises für besser, zu schweigen und ein sauerfüßiges Gesicht zu machen.

Als ob sie die Gedanken des Rechnungsrats gelesen hätte, unterbrach die Taubenwirtin die etwas ungemütliche Stille mit den Worten:

„Na, Herr Rechnungsrat, was man halt jung erlebt hat, das vergißt sich nicht mehr, und je älter man wird, desto mehr stehts wieder vor einem. Mir wenigstens geht es so! -- So, und jetzt wissen die Herren, warum ich republikanisch bin. Der Großherzog und seine Frau sollen ja sonst ganz rechtschaffene Leut sein, aber ich glaub, es ging auch ohne sie.“

Der Oberlehrer war nun in Wirklichkeit, nicht nur aus finanziellen Rücksichten, sprachlos.



Der Rechnungsrat kannte solcher resoluter Schwarzwälderinnen noch mehrere und freute sich an dem Entsetzen seines Nachbarn.

Fast hätte man den Skat ganz vergessen, als plötzlich die Türe aufging und darin der Herr Pfarrverweser erschien. Sein rötliches fettes Gesicht zeugte von guter Abung und gediegenem Trunk.

„Wäre schon lange gekommen“ — sagte der noch junge Mann, indem er sich verbindlich die Hände rieb, „aber die Seelsorge geht vor.“

„Machen Sie keine Sprüche und sehen Sie sich auf Ihre vier Buchstaben,“ rief ihm gehierlich, und ohne besondere Rücksicht auf den Stand des runden, jungen Seelsorgers zu nehmen, die Taubewirtin zu. Sie konnte sich das erlauben; denn die vielen Körbe mit Wein, Süßigkeiten und sonstigen schmachtlichen Dingen, die aus der Taube schon ins Pfarrhaus gewandert waren, hatten dem Seelsorger längst alle pfarrherrliche Autorität über die Taubewirtin genommen.

Um den für ihn gerade nicht günstigen Eindruck dieser kräftigen Einladung zu verwischen, fing das Pfarrherrlein an:

„Ihr unterschätzt die Sorge um meine Pfarrkinder; ich bin ein geprüfter Mann. Und das schlimmste ist, daß die Verderbnis auch von außen in unser Stilles, trautes Dörfchen getragen wird.“ Dabei neigte er wehmützig sein rotes, glattrastertes Köpfchen leise nach der linken Seite und sah mit den Augen gottgegeben in die Höhe. Die drei Zuhörer waren außer Atem gespannt. — Schwer hangen aus seinem kleinen verschmitzten Munde die Worte:

„Die Sozialdemokratie hat ihren Einzug in Wildau gehalten.“ Und pathetisch fügte er hinzu: „Aber ich werde diese Pest auszurotten wissen. . . Würbele, ein Schoppen!“ . . . So schloß der offenbar der Stärkung bedürftige Pfarrverweser seine Mitteilung.

Als das Schenkmädchen, das schon lange gewartet hatte, dem Herrn Pfarrer ein mächtiges Glas goldigen Weins gebracht, fragte die Wirtin trocken:

„Was ist auch das, die Sozialdemokratie?“ Und mit einem Achselzucken setzte sie hinzu: „Es wird auch nicht so schlimm sein, wie Ihr da machet, Herr Pfarrer.“

Jetzt wurde der Pfarrverweser ernst und streng vor sich hinsehend sagte er:

„Die Religion wollen sie zerstören, die Ehe auflösen und durch Gewalt sich in den Besitz des Geldes der Verstorbenen setzen.“

Die Taubewirtin schaute zuerst den Rechnungsrat, dann den Oberlehrer und zuletzt den Pfarrverweser an, schlug dann mit der Hand leicht auf den Tisch und sagte:

„Erakt, genau erakt, das nämliche haben sie Anno 18 und 49 von den Dreischärlern gesagt, und es ist dazumal auch nicht wahr gewesen. — Was sagen Sie dazu, Herr Rechnungsrat?“

„Der Rechnungsrat gehörte zu jenen Stillen im Lande, wie es deren viele im Badischen gibt. Er erklärte der Taubewirtin, was die Sozialdemokraten für Absichten hätten und schloß:

„Sie wollen nichts Unrechtes, die Frage ist nur, ob sie es erreichen.“

Der Pfarrverweser wurde nun dunkelrot; aber bevor er losplätzen konnte, kam ihm die Taubewirtin mit der Frage zuvor:

„Na, was ist jetzt das für ein Pestkranker, der Sie so in Aufregung bringt? Ihr kriegt einen Kopf wie unserem schwarzen Godel sein Stamm?“

Ohne diesen wenig respektvollen Vergleich zu beachten, erklärte der Pfarrverweser mit unterdrückter Wut:

„Frau Taubewirtin, das ist der Schmied drunten, der Franz. Ich weiß, Sie hätten Ihre Tochter diesem Menschen nie zur Frau gegeben, aber jetzt ist es mir eine Beruhigung zu wissen, daß es nun sicher nicht geschieht.“

Die Taubewirtin machte, als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte und sagte anscheinend gleichgültig:

„Schau, schau, der Schmied-Franz!“

Dann nahm sie das Kartenspiel, ließ das Spielbrett bringen und verteilte die Karten mit der Bemerkung, man sei doch eigentlich zu einem Skat beisammen und nicht zum unnötigen Diskutieren.

Bei dem Spiel war sie merkwürdig zerstreut, während sie sonst eine ganz geistreiche Hereinlegerin war. Nach einigen Runden meinte sie, es sei Zeit für sie, ins Bett zu gehen.

Am anderen Morgen hatte schon ganz in der Frühe die Taubewirtin den Hirtenbus zum Schmied geschickt, es sei am Stall eine Türe aus der Angel, er solle mir gleich kommen. Eine Viertelstunde darauf sah die Taubewirtin auf dem breiten Rand des aus einem langen Tonnenflansen geschnittenen Brunnenkrogs, und vor ihr

### Proletarierumzug.

Da gehn sie hin, die Staubbedeckten Menschen,  
Die lump'ge Habe zieht der Mann,  
Auf niederm Karrn den Tisch,  
Den Schrank, die Betten,  
Zwei alte Stühle obendran,  
Drei Kinder, die sich an den Rock ihr ketten,  
Im Arm die Lampe, folgt die Mutter dann.  
Dampf hängt der Straße brand'ger Abenddunst  
— Und draußen blühen die Bäume!

Armselige Lampe, die mit trübem Schein  
Heut' noch auf fremde Wände schaut,  
Ach, fremd war euch das alte, wie das neue,  
Ihr Großstadtkinder habt kein Heim.  
Schon heimatlos geboren,  
Der Kindheit Gold in leere Luft verloren,  
Ward euch kein Eckchen, dein die liebgetreu'r  
Erinnerung sich die Herdstatt baut.  
Weit draußen blühen die Bäume.

Und draußen grüßen tausend Wunder  
Der Lenznacht eine junge Welt.  
So werft doch hin den armen Plunder,  
Der eure Seelen hier in Knechtschaft hält!  
Wird Frühlingssonne nie euch scheinen?  
Einspinnen in bunte Kindheitsträume  
Des Glücks vergessene Hungerkinder,  
Euch und die lichtentwöhnten Kleinen?  
— Da draußen blühen ja die Bäume!

Thekla Skorra.

stand fast wie ein Schulbus der Schmied Franz. Seine mächtige Gestalt schien vor dem ersten Blick der Taubewirtin kleiner zu werden und auch sein stolzes, kantiges Gesicht war fast demütig geworden. Er mußte eine Abnung haben, daß jetzt sich sein Schicksal erfüllen werde. Die Taubewirtin fing ohne alle Einleitung an:

„Schmied-Franz, 's gilt ein ernstes Wort zwischen uns. Ich weiß, ein Tuchmäuser bist Du nicht, aber diesmal mußt Du Deinen ganzen Mann stellen. Ist es wahr, daß Du ein Sozialdemokrat bist?“

Dem Schmied-Franz ward nicht ganz wohl. Es dauerte aber nur einige Augenblicke, daß er schwankte zwischen der Wahrheit und der Liebe. Denn sagte er die Wahrheit, so war das Marieli seiner Aussicht nach für ihn verloren. Fast wie vor einem militärischen Borgesetzten antwortete er, ganz einerlei, was für ihn daraus entsprehe:

„Natürlich, Taubewirtin.“

Die Taubewirtin fragte wieder:

„Franz, Du bist ein ehrlicher Mensch, sei's auch jetzt und sag mir: Was wollen die Sozialdemokraten?“

Der Franz war während des Sozialistengesetzes drei Jahre in Zürich gewesen und es fiel ihm nicht schwer, der Taubewirtin das kurz und bündig zu erklären.

Da kam die dritte Frage:

„Franz, hast Du mein Marieli auf eine ehrliche Art lieb? Weißt Du, es ist mein einziges Kind!“

Darauf konnte der Schmied-Franz, so leicht eine Antwort auch war, keine geben. Eine einzige Träne rollte ihm über das verrußte Gesicht. Ganz unwirlich über seine Unmännlichkeit, sagte er barsch:

„Das wißt Ihr so gut als ich, Taubewirtin.“

„Mußt nicht zornig werden, Franz!“ sagte die herbe Frau und nahm ihn an der Hand. „Wenn's Marieli über Nacht nicht anderen Sinnes geworden ist, dann könnt Ihr zwei im Spätherbst heiraten.“

Als der Franz aus seinem Erlaunen über den unerwarteten Ausgang dieses Frühgesprächs erwachte, war er allein. Die Taubewirtin war still weggegangen. Wie das alles gekommen war, konnte er sich nicht vorstellen; aber als er wieder drunten in der Schmiede stand, da hieb er darauf, daß die kleine, russige Werkstätt wie ein Sternhimmel herrichte.

Die Taubewirtin war durch den Anttergang hinter das Haus gegangen. Dort sah sie das Marieli oben auf der frischgemähten Wiese Wäsche abnehmen. Der Wind hatte über Nacht die Wäsche getrocknet und fuhr jetzt noch in die Hemden und Unterhosen, daß es eine Freude war, und selbst mit den kurzen Röcken vom Marieli trieb er einen verwegenen Aufzug. Aber niemand sah das, als die Mutter, die sich in aller Heiligkeit über ihr stolzes Mädli freute.

„Marieli!“ rief die Mutter hinauf. Da drehte sich das Mädchen um. Der frische Ton eines Menschenlebens lag auf seinem Gesicht. Seine braungebräunte Haut und das Wlizen sprühender Lebensfreude in ihren dunklen Augen überraschten in diesem Augenblick sogar die Mutter, die doch schon stolz genug auf ihr Kind war. Mit drei Sähen war das Marieli bei der Mutter unten. Diese nahm ihr Kind an der Hand, zog es vertraulich zu sich heran und sagte ihr ganz nüchtern:

„Marieli, Du kannst den Schmied-Franz heiraten.“

Obwohl der Frau das Herz fast zerbrach, ging sie auch jetzt anscheinend so gleichgültig weg, als ob sie vom Stochen geredet hätte.

Das Marieli aber tat einen Raucher, daß die Kühe, die in der Nähe weideten, verwundert ihre Köpfe hoben.

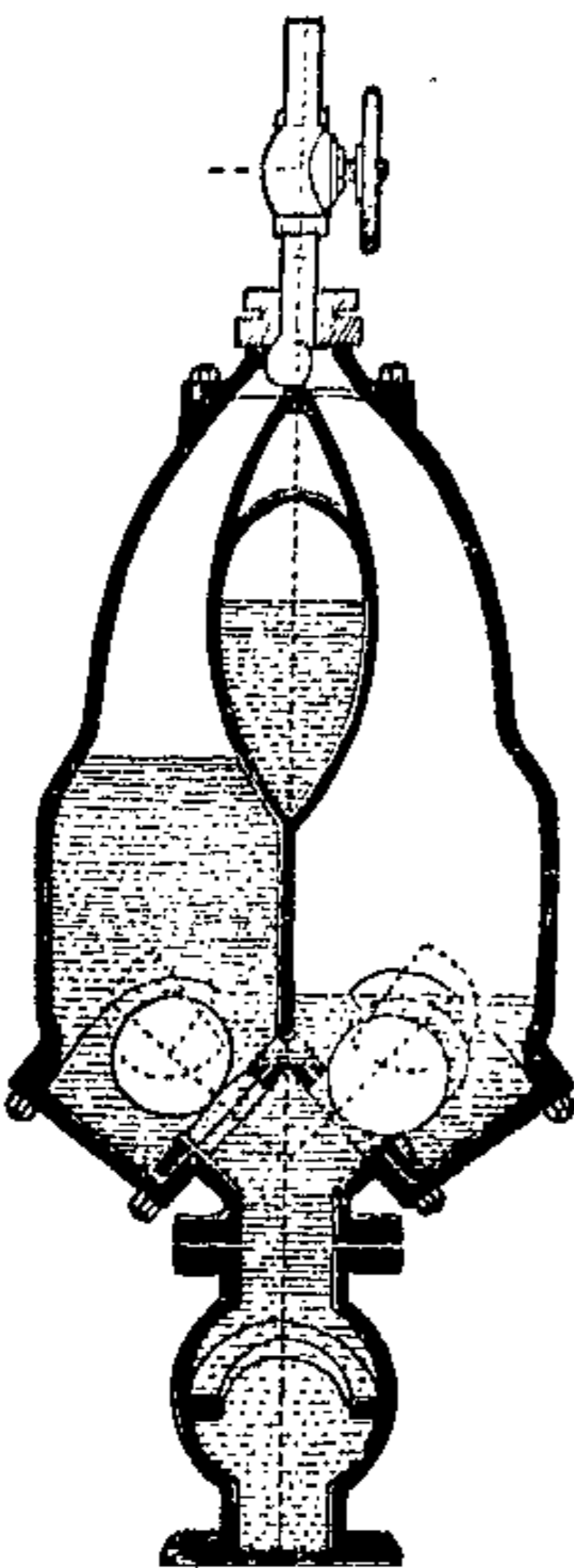
Am gleichen Abend, als es schon dunkel war, sah die alte Taubewirtin auf der Bank unter einer großen Eberesche zwei sitzen. Kurze Zeit nachher kam das Marieli in die Gaststube und hatte auf seiner linken Wade verdächtige Atecken, die von Ruß herrühren konnten. Das war der klarienden Taubewirtin ein Zeichen, die Heirat möglichst zu beschleunigen, damit das lang zurückgehaltene Feuer nicht allzu stark um sich greife. Das Marieli aber erhielt den noch, bevor es zu Bett ging, eine Standrede über die Sitten einer Jungfrau, daß es bis zur Heirat nicht wieder mit Rußflecken im Gesicht heimkam.

Im Herbst war Hochzeit. Des Pfarrers Bedenken waren durch häufigere Sendungen in die Pfarrkirche zerstreut worden. Wie hatte man in der Wildauer Gegend ein stolzeres Brautpaar gesehen.

Die Taubewirtin aber ist jetzt schon seit einigen Jahren gestorben. Es gibt heute solcher Frauen nicht mehr viele auf dem Schwarzwald. Ihr Andenken ehrt der Schmied-Franz dadurch, daß er auch jetzt, wo er selber Taubewirt ist, offen die Farbe der Liebe und der Freiheit bekennt: „rot“.



**Pulsometer.** Für die verschiedensten Zwecke, bei denen es sich um den Transport von Flüssigkeiten handelt, macht man häufig von der Dampfkräft Gebrauch, indem man eine Pumpe auf irgendeine Weise mit einer Dampfmaschine kombiniert. Von deren Bewegung wird dann die betreffende Pumpe angetrieben, sei es von der rotierenden Welle oder von dem hin- und hergehenden Kolben. Interessant ist nun ein Apparat, der in sich selbst gleichzeitig Pumpe und Dampfmaschine ist und mit der letzteren eine gewisse Verwandtschaft zeigt, aber selbst keine rotierenden Teile oder Kolben besitzt: die Pulsometerdampfmaschine. Wir geben hier ihren Hauptteil als Durchschnitt im Wille wieder, wollen aber bemerken, daß auch von diesem Apparat verschiedene Konstruktionen existieren, die in den Einzelheiten etwas voneinander abweichen. In unserer Abbildung sehen wir ein eigenartig geformtes Gehäuse, das in der Mitte durch Scheidewände, die oben ein Sonderabteil bilden, in eine rechte und linke Kammer zerlegt wird. Das sind, wie wir direkt sagen wollen, die beiden Arbeitsräume der Pumpe, die unten durch zwei schräge Kanäle mit einem senkrecht abwärts führenden breiten Rohrflutzen in Verbindung stehen. Von oben kommt ein engeres Rohr nach dem dortigen konischen Ende, vor dem ein Handventil eingefügt ist; das wäre die Dampfleitung. In dieser Stelle erblicken wir innen im Gehäuse, wo die Dampfleitung sich in die beiden Kammern verzweigt, eine frei balancierende Kugel. Ebenso liegt unten an der Grenze von Kanal und Kammer je eine größere Kugel als Pfote, da sie, sobald sie sich vor die Zugangsöffnung legt, die Verbindung zwischen Kammer und Kanal sperrt. Weil die Pulsometerdampfmaschine wie die meisten anderen eine Flüssigkeit ansaugt und fortdrückt



Durchschnitt einer Pulsometer-Dampfmaschine.

und jede Funktion durch einen besonderen Rohrweg bewerkstelligt, so können wir schon sagen, daß die beiden unteren Kanäle und das senkrechte Rohr der Saugarbeit dienen, die Flüssigkeit hier also in die Pumpe einströmt. Nun werden wir die Funktionsweise im allgemeinen verstehen. Wir denken uns zunächst beide Kammern bis ganz oben hin mit kaltem Wasser gefüllt. Die dort hin- und herschlagende Kugel leistet ähnliche, aber noch mehr Arbeit als eine der unteren; je nach ihrer Schlagrichtung versperren sie nämlich die rechte oder linke Kammer und weist gleichzeitig dem Dampf den Weg in den eben offenen Zugang zur einen oder anderen. Öffnen wir jetzt bei vollständig gefüllten Kammern langsam das Dampfventil mit dem Handrad, während die obere Kugel sich in der in der Zeichnung wiedergegebenen Lage befindet, so wird der Dampf, im Begriff in die rechte Kammer einzuströmen, dort mit seiner Spannung auf das Wasser drücken und es wird durch Ventile, die wir uns hinter dem dargestellten Apparat zu denken hätten, in dessen hinteren Teil pressen. Von diesem, dem Druckraum, zu dem auch das im Wille sichtbare Sonderabteil gehört, geht das Wasser nach dem eigentlichen Verwendungsort. Der Dampf treibt das Wasser in der Kammer hinunter, doch die Kälte der Wände und Flüssigkeiten schlagen viel von dem zu strömenden Dampf nieder. Da nun vorher keine Luft in der Kammer war, der Dampf selbst jedoch zu schweben beginnt, entsteht ein luftverdünnter Raum, dem das Wasser infolge des äußeren Luftdrucks so gleich auszufüllen bestrebt ist, es hebt die untere Kugel und fließt ein. Aber auch die obere Kugel ist gelockert worden; sie schlägt herüber, sperrt rechts die Dampfzufuhr ab und öffnet dafür links. Jetzt drückt der Dampf dort das Wasser abwärts. Infolge des Vorlegens der Kugel ist währenddem die Luftleere rechts höher geworden, das Wasser steigt hier heftig empor, prallt oben an die Kugel und wirft sie wieder auf die andere Seite, um vom Dampf wieder abwärts gepreßt zu werden. Links war eben noch Dampf; er kondensiert, die Luftleere saugt Wasser ein, das die Kugel von neuem herüberwirft und so fort. Der Pulsometer ist jetzt in Tätigkeit, er saugt von unten Wasser stoßweise ein und drückt es ebenso oben weiter. Diese Funktionsweise deutet auch der Name des Apparates an. Je nach der Größe des Raumes ist ein solcher fähig, bis auf etwa acht Meter Tiefe anzusaugen; nach dem Bau und der vorhandenen Dampfspannung kann er bis ungefähr 50 Meter Höhe fördern. Freilich hängt dies auch von der Temperatur und Beschaffenheit der zu pumpenden Flüssigkeit ab. Als Vorteil des Apparates kann

man die Tatsache bezeichnen, daß das ganze Pumpwerk im Gehäuse verborgen und außen keine beweglichen Teile zu übersehen sind. Für manche Zwecke, z. B. im Freien, ist das sehr günstig. Einen Nachteil findet man dagegen in dem großen Dampfverbrauch, der wohl dreimal soviel beträgt, wie bei Dampfmaschinenpumpen. Ferner muß man bedenken, daß die Leistung sich nach dem ordnungsmäßigen, rhythmischen Gang richtet und die Flüssigkeit sich stets beim Passieren der Pumpe erwärmt.

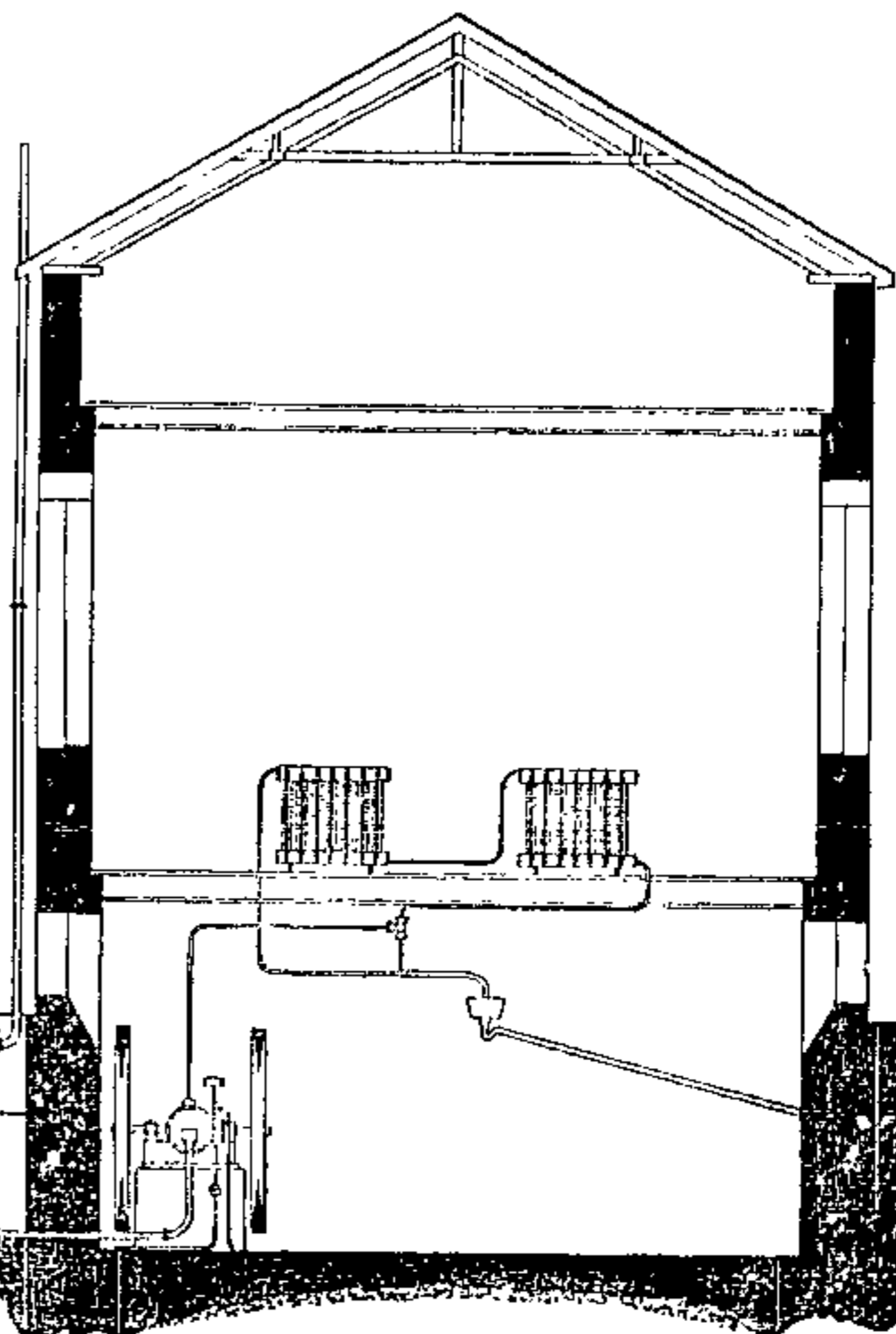
**Abwärme-Ausnutzung.** In gewissen Fällen sucht man dort, wo man Dampfmaschinen im Betrieb hat, deren verbrauchten, noch heißen Dampf zu Heizzwecken zu verwenden, sei es zur Erhitzung von Wasser oder zur Erwärmung von Räumlöchern. Dies ist dann möglich, wenn die Maschinen nicht in Verbindung mit einem Kondensator arbeiten, sondern den Dampf aus den Zylindern durch ein Rohr ins Freie stoßen; es ist infolgedessen ein wirtschaftlich vorteilhaftes Verfahren, als damit die Wärme nutzbar gemacht wird, die sonst nutzlos mit dem Dampf in die Lüfte entweicht. Solche überschüssige, von der Maschine abgestohene Wärme, Abwärme, resultiert aber nicht allein von einer Dampfmaschine, sondern von jedem Explosionsmotor. Man hat sie jedoch bis jetzt noch wenig verwertet. Es sind hier zunächst die heißen Verbrennungsgase, die Wärme vom Motor fortführen, und weiter ist es auch das zur Kühlung um den Zylinder gleitende Wasser. Dieses hat vor dem Austritt eine ziemlich hohe Temperatur angenommen. Während man nun den Abdampf einer Dampfmaschine beispielsweise zur Erwärmung von Räumlöchern durch längere Rohrleitungen und Heizkörper schicken kann, läßt sich dies mit den Verbrennungsgasen eines Explosionsmotors nicht so leicht bewerkstelligen, weil sie manchmal noch nachträglich explodierende Gase enthalten. Man bringt sie darum auf dem kürzesten Wege in das Freie. Das heißabfließende Kühlwasser dagegen kann man zu diesem Zweck verwenden, und zwar, wie unsere Abbildung zeigt, nach einem den Warmwasserheizungen ähnlichen Prinzip. Gerade so, wie bei einer solchen Wasser in den Heizkörpern zirkuliert, das eine Temperatur etwas unter seinem Siedepunkt hat, und seine Wärme durch das Eisen der Heizkörper an die äußere Luft abgibt, wird auch in unserem Wille das von dem Explosionsmotor im Keller kommende Wasser nach oben in die beiden Heizkörper gesandt. Es tritt zunächst, von einem Handventil reguliert, aus einem Wasserleitungsrohr in den Maschinenzylinder, verrichtet dort die Kühlarbeit und

fließt danach infolge seines Druckes heiß nach oben zu dem Dreiweghahn. Damit kann man bekanntlich, je nach der Ventilstellung,

die Strömungsrichtung nach Belieben verändern. So kann man ihn zum Beispiel drehen, daß das gesamte Warmwasser durch das folgende aufwärts gebogene Rohr nach dem oberen Lokal in den rechten Heizkörper geht. Nachdem es durch dessen Abteile gedungen ist, strömt es in dem Verbindungsrohr zu dem linken und hinter diesem gefühlt in die Abflußleitung. Auf diesem Wege liefert das Wasser seine Wärme an die Heizkörperwandungen, und diese strahlen sie in den Raum, dessen Temperatur allmählich steigt. Die Wirkung

einer solchen Heizung ist selbstverständlich von der Temperatur und Menge des resultierenden Warmwassers abhängig, vielleicht dient sie nur dazu, eine andere Beheizung zu ergänzen. Jedenfalls aber besitzt sie den Vorzug großer Sauberkeit und Wirtschaftlichkeit. Zum Schluß wollen wir noch darauf hinweisen, daß mit dem Wasser nicht unbedingt seinen Weg durch die Heizkörper suchen muß; denn wenn eine Beheizung überflüssig erscheint, stellt man den Dreiweghahn im Maschinenraum um, und das Wasser entweicht, ohne nach oben zu gelangen, direkt in dem senkrechten Rohr zum Kanal.

**Die Preßbarkeit des Wassers.** Die Frage, ob sich das Wasser überhaupt zusammendrücken läßt, wird wohl mancher direkt verneinen, und dies mag verzeihlich sein, weil die Preßbarkeit des Wassers tatsächlich äußerst gering ist. Wir wollen die Frage physikalisch kurz untersuchen. Denken wir uns zunächst ein größeres zylindrisches Glasgefäß, in dem sich ein Kolben dicht auf und ab schieben läßt. Wollen wir jetzt den Kolben hinunterschieben, so ist eine gewisse Gewalt notwendig, da die in dem Gefäß eingeschlossene Luft zusammengepreßt wird, diesem Widerstand aber durch einen Gegendruck widersteht. Naturgemäß wächst dieser um so mehr an, je weiter sich der Kolben senkt. Das Volumen der eingeschlossenen Luftmenge wird dabei immer kleiner: es hat sich schon viel verringert, wenn der Gegendruck in dem Gefäß 1 Atmosphäre erreicht. Die Luft ist demnach stark preßbar; sie besitzt, wie man in der Physik sagt, eine hohe Kompressibilität. Wäre das Gefäß dagegen mit Wasser gefüllt, so würde sich kein Gegendruck bei einem Versuch, den Kolben abwärts zu bringen, im Moment derart steigern, daß man keine Verringerung des Wasservolumens sehen könnte. Und doch hat auch das Wasser eine ganz geringe Kompressibilität, die man in der Physik mittels eines besonderen Apparates, des *Piezometer*, zeigt. Das ist ein geräumiges, festes Glasgefäß, auf dessen Boden ein kleines Glasrohr angebracht ist, dessen Ende verschwindend enges Glasrohr angebracht ist, mit Wasser und stellt ihn mit dem Rohr nach unten in das Quecksilber, läßt auch das große Gefäß voll Wasser, verbindet es mit einem Manometer, wo erregt man dann in dem großen Gefäß durch irgend eine Vorrichtung einen Druck, den das Manometer mißt, so überträgt er sich



Heizung mittels Motorkühlwasser.

folglich auf das Quecksilber und dieses preßt auf das Wasser in dem kleinen Glas. Das Quecksilber steigt soviel in dem kleinen Röhrchen, das eine feine Skala trägt, empor, als sich das Wasser unternötig zusammendrücken läßt. Es machen sich dann noch gewisse physikalische Berechnungen nötig. Auf diese Weise hat man gefunden, daß sich das Wasser in dem kleinen Glase unter einer Spannung von 1 Atmosphäre gerade um ein Hundstertel seines Volumens zusammendrücken läßt.

**Selbstleuchtende Schalter und Druckknöpfe.** Es wird oft unangenehm empfunden, wenn man Schalter

für elektrisches Licht usw. im dunkeln Räume suchen muß. Neuerdings werden jetzt Startouringe in den Handel gebracht, die mit einer Masse imprägniert sind, die nach

vorhergegangener Behandlung durch eine andere Lichtquelle längere Zeit selbst leuchteten. Die Ringe können ganz oder teilweise an den Schaltern und Druckknöpfen befestigt werden und lassen dann diese durch ein deutlich wahrnehmbares Leuchten leicht erkennen. Das Leuchten ist um so intensiver, je länger und je stärker der Ring vorher von der anderen Lichtquelle bestrahlt wurde.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**